

Das Lauern des giftigen Mondes

Ein «Mondnacht»-Konzert
in der Elisabethenkirche

Von Sigfried Schibli

Basel. Konzerte in Kirchen sind in unserer Region keine Seltenheit, doch die seit 2001 stattfindenden «Mondnacht»-Konzerte in der Basler Elisabethenkirche sind etwas ganz Besonderes. Hier werden jeweils zeitgenössische Musikstücke zwischen gregorianische Gesänge am Anfang und am Ende eingespant, was dem Ganzen ein erlesenes Cachet verleiht.

Diesmal waren es unter anderem Kompositionen von Matthias Heep – mit Jahrgang 1965 der Jüngste im Bunde – bis zum bald 85-jährigen Hans-Martin Linde, dessen vier Klavierlieder so etwas wie «solides Handwerk auf traditioneller Kompositionsbasis» verkörperten. Peter Zimpel widmete sich engagiert der gregorianisch angehauchten Pasolini-Vertonung von Heep, Beatrice Voellmy mit nicht geringerer Sorgfalt den Linde-Liedern.

Der Surrealismus lebt

Ob Zufall oder nicht: Die beiden Uraufführungen des Abends waren in unterschiedlicher Form dadaistisch eingefärbt. Die «Kunigundulakonfiguration» von Jean-Luc Darbellay – Berner Arzt, Klarinettist und Komponist in einer Person – setzt ein surrealistisches Gedicht von Hans Arp liebevoll und akkurat in Musik, wobei jeweils ein Flötensolo (Claudia Weissbarth) fast allzu ordentlich mit den gesungenen Partien abwechselt. Das Gedicht ist selbst schon Musik, und so erscheint es logisch, dass Singen, Sprechen und Sprechgesang in Darbellays Vertonung ineinander übergleiten.

Auch die Komposition «Nebel» vom 1947 geborenen Max E. Keller basiert auf einem surrealistischen Gedicht. Alfred Lichtenstein schrieb «Nebel» unmittelbar vor Beginn des Ersten Weltkriegs, in welchem er erst 25-jährig fallen sollte. Wie in einer Vorahnung der kommenden Schrecknisse ist Lichtensteins Gedicht «Nebel» voller gespenstischer Bilder, etwa vom «giftigen Mond», der als «fette Nebelspinne» bezeichnet wird, oder von «blutlosen Bäumen», die sich in Rauch auflösen, nachdem der Nebel die Welt «weich zerstört» hat.

Max E. Kellers faszinierende Musikalisierung dieses Gedichts schlägt in knappen sechs Minuten einen kühnen Bogen ausgehend vom Schubert-Anfang, der zunehmend und unrettbar überlagert wird von Störgeräuschen der Singstimme (Peter Zimpel) und des präparierten Klaviers (Susanne Böckern). Text und Musik erinnerten von fern an «Pierrot lunaire» von Arnold Schönberg, einem Schlüsselwerk der Neuen Musik. Wahrlich keine schlechte Referenz.